Die Seide des Meeres.

Man verkauft in den italienischen Städten des Mittelmeer-Gebietes eine Menge Artikel in Form von Shawlen, Socken, Hauben, Handschuhen, Börsen u. dgl., welche fabrikmäßig aus Fasern gemacht werden, die ein im Mittelmeere weit verbreitetes Weichthier, Pinna squamosa, abscheidet. Diese Fäden sind von großer Feinheit, aber um so kürzer, denn das Thier scheidet sie eben nur ab, um sich durch sie an Felsen zu befestigen. Je größer jedoch das Thier ist, um so länger müssen die Fäden zu ihrer Verwendung sein; und nur diese sind brauchbar. In Frankreich nennt man so große Weichthiere, in Folge ihrer Form, Jambonneau (Schinkchen). Man trifft die Geschöpfe häufig an den Küsten von Sardinien und Korsika, Italien und Sicilien bis Malta, wo sie inmitten submariner Wälder bei einer Tiefe von 5 bis 6 Meter leben. Man holt sie mit einem eisernen Kratzer vom Felsen herab und beraubt sie ihres seidenen Faserstoffes, den man mit Seife reinigt, dann kämmt und verspinnt. Es geschieht dies, indem man auf drei Strahlen einen Seidenfaden beimischt. Der so gewonnene Faden wird nun in Wasser gewaschen, das etwas Citrone enthält, mit der Hand gerieben, um ihn geschmeidiger zu machen, und über warmem Eisen geglättet. So erhält man schließlich einen Faden von schöner gelbbrauner und goldiger Färbung. Natürlich kann ein Großhandel nicht mit diesem Stoffe getrieben werden, dazu liefert ihn das Meer doch zu sparsam; aber es ist interessant zu sehen, wie sinnreich und fleißig der mittelmeerische Arbeiter ihn zu gebrauchen versteht. Die Muschel ist auch unter dem Namen Steckmuschel bekannt, und schon die Alten benutzten sie in der angegebenen Art. Den Stoff selbst kennt man als Byssus, als Lana Pesce oder Lana Penna; er ist nicht überall von gleicher Güte, sondern richtet sich nach dem Grund und Boden. Mühsam ist und bleibt jedoch diese Industrie und so kann das Industrie-Produkt selbstverständlich nur durch einen hohen Preis die auf dasselbe verwendete Zeit und Mühe lohnen. Anders ausgedrückt, haben wir ein Kuriosum vor uns, das nur dahin gehört, wo ein Ueberfluß von Arbeitskräften herrscht.

Kußfeinde.

Von den Londoner „Melioristen" wird eine „Anti-Kuß-Gesellschaft" befürwortet. „Meliorist" ist ein neues in die englische Sprache eingeführtes Wort für Weltverbesserer. Unter dem ernsten Titel „Dinge, die uns krank machen", bringt ein im Dienste dieser Melioristen stehendes Magazin einen Artikel, der versichert, daß zu jenen gefährlichen Dingen der Kuß gehöre. „Die Japaner," heißt es hier, „müssen ein weises Volk sein, da sie nie einander küssen sollen; die Deutschen sind thöricht, denn sie küssen immer. Unser englisches Vaterland hält sich an einem Mittelweg, doch wie lange man dies überhaupt erlauben wird, ist abzuwarten." Man dürfe freilich noch nicht hoffen, daß von Gesetzes wegen bald eingeschritten werden würde. „Wenn man," erwidert ein Kritiker darauf, „dieser ärztlichen Warnung Folge geben wollte, so müßte man in Zukunft immer ein Fläschchen desinficirenden Liqueurs bereit halten, damit ein Kuß keinen Schaden thue. Die Ladies müßten sich damit ebenso befreunden wie mit dem heutigen Riechfläschchen. Aber wir stellen der medicinischen Presse die Aufgabe, ein einziges Mitglied des zarten Geschlechts vorzuführen, das eidlich versicherte, daß ihr Küsse jemals ein Leid verursacht hätten." In England küssen sich Männer unter einander nicht und schon seit mehreren Jahren gilt es in den Cirkeln des Westends als plebejisch, wenn die Ladies bei einem Feste mit der Wirthin bei Ankunft oder beim Abschied einen Kuß austauschen. Jetzt fassen sie einander nur bei der Hand und den Arm aufhebend nicken sie sich unter dem auf diese Art gebildeten, reich juwelirten Bogen gegenseitig lächelnd zu.

Um den Eitelkeit Willen.

Die Kaiserin von Oesterreich besitzt bekanntlich eine vollendet schöne Gestalt, zu deren Erhaltung sie sich allerhand strenger Mittel bedient. So rastet sie früh und Abends und ihre einzige regelmäßige Mahlzeit besteht aus einem Gericht gerösteten Fleisches und etwas Biskuit und einem Glase Wein zum Mittag. Gelegentlich nimmt sie auch wohl ein rohes Ei und etwas Obst zu sich. Sie trägt zu allen Jahreszeiten Flanellunterwäsche, nimmt Dampfbäder, läßt sich massiren, reitet sehr viel und hat mit allen diesen Mitteln erreicht, daß trotz ihrer sechsundfünfzig Jahre ihre Taille nur zwanzig Zoll Umfang mißt.

— Au! Erster Akrobat (zu seinem Collegen): „College, seh'n Sie aber reducirt aus!" — Zweiter Akrobat: „Glaub's schon. War ja früher „August" im Circus, und da mußte ich dem Rufe der Menge: „August, sollst mal runterkommen!" — so häufig Folge leisten, und nun bin ich eben heruntergekommen!"

— Mißverstanden. Gnädige Frau: Karline, in 14 Tagen gebe ich meinen ersten Ball, da kannst Du einmal zeigen, was Du kannst! Köchin: Polka und Walzer kann ich schon, Madame, aber beim Contre müssen Sie mir ein bischen helfen!

— Ehelicher Zwist. Er: Du willst wissen, was ich wäre, wenn ich nicht Dein Geld bekommen hätte? Sie: Ja, das möchte ich allerdings wissen. Er: Ganz einfach, Junggeselle!

Die Friedenspfeife.

Ein Intermezzo von Wilhelm Wolters.

Auf meinem Geburtstagstische, an den mich meine Frau mit geheimnißvoller Miene führte, prangte unter den Gaben der Liebe auch eine kleine Tabakspfeife. Ein rother Thonkopf mit einem kurzen, gelben, ein wenig gebogenen, einem Strohhalm ähnlichen Röhrchen. Meine Frau faßte sie zierlich an dem Strohröhrchen und hielt sie mir strahlenden Gesichts vor die Augen.

„Da.... das schenkt die Mama! Sie meint, das Pfeifenrauchen sei gesünder und billiger als das Cigarrenrauchen, und wollte Dir damit eine Freude bereiten..."

Ich war ebenso verblüfft wie gerührt. Da ich mit meiner Schwiegermutter mehr auf dem Kriegs- als auf dem Schenkfuße stand, und Geburtstagsüberraschungen bisher (während der drei Jahre unserer jungen Ehe) nicht üblich gewesen waren, mußte ich diese sinnige Aufmerksamkeit doppelt hochschätzen — denn, „der Wille und nicht die Gabe macht den Geber", sagt Nathan's guter Klosterbruder. Dieser zartandeutende Wille von dieser Seite erhöhte den Werth dieser Friedenspfeife (der, in gemeinen Zahlen ausgedrückt, etwa fünfzig Pfennige betrug) ins Untaxirbare. Ich nahm den kleinen Thonkopf wie ein alter, gewiegter Raucher in die Linke, that ein paar kräftige Scheinzüge, und zahlte der lieben Uebermittlerin mit ein paar ebenso unschätzbaren Küssen.

Meine Schwiegermutter mochte Recht haben mit ihren Ansichten über das Rauchen. Am selben Vormittage noch erstand ich mir bei meinem Cigarrenlieferanten ein Viertelpfund von dem herrlichsten Knaster, dem gelben, den uns Apollo je präparirt, „Gold-shag" genannt, und beim Nachmittagskaffee begann das Proberauchen.

Es schmeckte vortrefflich. Ich bat meiner Schwiegermutter alle Gedankensünden ab, die ich gegen sie begangen. Dieses Aroma! So leicht, so angenehm! Es thut einem ordentlich wohl! Es ist unbegreiflich, wie man sich Jahre lang solche magen- und nervenzerrüttende Nikotinstengel in den Mund stecken konnte! Und dann diese Gelderspanniß! Für fünfundzwanzig Pfennige rauchte man ungefähr fünfzig von diesen Pfeifen; den Tag fünf gerechnet, macht zehn Tage. In der selben Zeit hätte man, wenn man ganz gewöhnliche Achtpfennig-Cigarren qualmte, für vier Mark verpraßt! Es geht in die Hunderte, was man in einem Jahre zurücklegen kann, in zehn Jahren ein Kapital! Die Cigarren wurden ganz in Acht und Bann gethan. Ich war glücklich.

Allerdings mochte Gold-shag, für den ich in den ersten Tagen meiner Schwärmerei bei meinen sämmtlichen Bekannten fanatisch Propaganda gemacht, noch nicht ganz die richtige Sorte sein. Sie biß ein wenig auf der Junge. Ich tauschte sie deshalb, nachdem das Viertelpfund zu Asche gebrannt war, mit einer wunderbaren Mischung zweier echt türkischen Kräuter, deren Genuß nicht nur die Junge befriedigte, sondern auch die Phantasie zu den angenehmsten Träumen beflügelte.

Das ging nun so, so lang es ging.

Plötzlich, eines Tages, versagte die kleine Pfeife den Dienst. Ich zog, ich blies, ich klopfte, zerbrach bei unfruchtbaren Bohrversuchen eine Strick- und eine mit einer herrlichen schwarzen Perle geschmückte Hutnadel meiner Frau, Alles vergeblich, sie blieb verstopft.

Mein Tabakfabrikant, dem ich mein Leid klagte, zuckte die Achseln. „Ja, das ist nicht anders. Sie müssen das enge Rohr mit einer Taubenfeder reinigen. Aber Sie sollten sich lieber eine ordentliche türkische Pfeife anschaffen."

Der Mann hatte nicht Unrecht.

„Wenn schon, denn schon", dachte ich, und rannte spornstreichs zu Gebrüder Muschweck, der größten Pfeifenhandlung der Stadt. Ich war zwar lange schwankend, ob ich ein Büffelhorn- oder Bernsteinmundstück wählen sollte, endlich entschloß ich mich zu dem ersteren. Es war ein Prachtstück von einer Pfeife, das ich erstanden. Ein wirklicher, echter, großer, türkischer Thonkopf, das Rohr nicht allzulang, dafür aber aus wunderbar leichtem, röthlichem Cedernholz, ein so seltenes Stück, wie es nur der Kenner zu schätzen weiß und wie es nur in der Residenz zu finden ist.

Sapristi! Ja, das war ein Genuß!

In die Sophaecke zurückgelehnt, sog ich, den Mund wie zum Kusse gespitzt, an dem dicken Büffelhornende meines Cedernrohrs, und unten kräuselte sich aus der weiten Oeffnung des Thonkopfes der duftende, blaue Rauch wie der zitternde Rauch eines Weihaltars langsam in die Luft empor. Die Pfeife wurde „Fatme" getauft, die mittelst einer Taubenfeder einigermaßen wieder dienstfähig gemachte „Schwiegermutter" einstweilen in den Ruhestand versetzt.

Nur eins war schlimm. Ich merkte, daß zwischen dem Türken und dem Deutschen doch noch ein Unterschied besteht. Wenn der Türke genießt, so arbeitet er nicht, er genießt eben ganz; wir wollen selbst während der Arbeit genießen. Zum Rauchen meiner dickrohrigen Cedernpfeife waren beide Hände nöthig, so daß mir keine mehr zum Schreiben übrig blieb. Ja, es war herrlich, dieses contemplative Sinnen und Träumen beim Küssen der geliebten Fatme, um so mehr entbehrte ich die Wonnen dieses Raucheinsaugens, wenn ich am Schreibtische saß. Es blieb mir nichts übrig, als ein Aushilfsmittel auch für diese Stunden zu suchen — dies fand sich in einer kurzen Pfeife aus schönstem, maserirtem Bruyere-Holz, die man bequem zwischen den Zähnen halten konnte. „Maryland doux" empfahl mir mein Tabakslieferant zu dieser, und ich verbrachte nun die Stunden selig zwischen Maryland doux und Dubec moyen. Meine Leidenschaft für Charlotte Corday (so hieß die Bruyere-Pfeife) wuchs sogar so, daß ich sie bei kleinen abendlichen Zusammenkünften mit Freunden am alten Junggesellenstammtische rauchte.

„Was? Kurze Pfeife?" sagte Freund Liebig (Kammermusiker und Junggeselle par excellence), indem er geringschätzig die Mundwinkel herabzog. „Das ist ja scheußlich! Total ungesund!.... Lange Pfeife, das lasse ich mir gefallen!"

Diese Worte bohrten sich mir wie ein vergifteter Pfeil in mein Herz. Es war am Ende wirklich so wie er sagte. Diese Brustbeklemmungen, dies Ohrensausen neulich...... wahrhaftig! Schon am anderen Morgen erhandelte ich bei Gebrüder Muschweck eine quastengeschmückte Studentenpfeife mit „Hornstiefel" und „Kernspitze" und echt Meißener Kopf. Dazu rieth mir mein allzeit dienstfertiger Lieferant Varinas-Kanaster, Littera A, von Wilhelm Ermeler, der mir nach einigen mit Standhaftigkeit überwundenen seekrankheitsähnlichen Zufällen, kalten Schweißen, Tanzen und Sichdrehen von Ringen und Punkten vor den Augen und anderen merkwürdigen Erscheinungen nach vierzehntägiger Uebung und glücklich vollendetem „Anrauchen" des Kopfes auch vortrefflich mundete. So vortrefflich, daß man sich mit Recht darüber ärgern mußte, solch eine Pfeife dieses herrlichen Grobschnitts niemals ganz bis auf den letzten Rest ausrauchen zu können. Der Rest nämlich — es war unbegreiflich und lag vielleicht nur an meinen mangelhaften Kenntnissen — brannte einfach nicht und mußte als eigenthümlich nasser Klumpen mittels der schon früher bei der „Schwiegermutter" angewendeten Hutnadel meiner Frau herausgestochert werden. Ueberhaupt spielte die Feuchtigkeit mit der Zeit bei meiner Studentenacquisition mit dem Hornstiefel eine gewisse, die Eintracht zwischen ihr und mir ab und zu ein wenig störende Rolle.

„Ja," lachte Kammermusikus Liebig, dem ich einmal diese Uebelstände andeutete, „der Rest „ersäuft" eben in jeder langen Pfeife (übrigens ist Porzellanwassersack viel sauberer als Horn), deshalb muß man mehrere Pfeifen haben, damit die eine immer wieder recht austrocknen kann, das ist doch selbstverständlich."

„Ah... ersäuft!.... Natürlich! Mehrere Pfeifen! Selbsterständlich! So gescheidt hätte ich eigentlich auch sein können! Und daß Porzellanwassersack sauberer sein muß, leuchtet einem ohne weitere Erklärung ein! Es ist erstaunlich, wie dumm man eigentlich ist, und was man alle Tage lernen kann!"

Meine Pfeifensammlung wuchs in Folge dieser neuesten Erkenntniß um ein weiteres Exemplar mit Porzellanabguß, so daß sich nun zu den Damen Schwiegermutter, Fatme, Charlotte Corday zwei Brüder: Roller und Bismarck gesellt hatten. Es war entzückend, diese kleine Kompagnie Revue passiren zu lassen und ewig schade, daß man sie während ihrer dienstfreien Stunden so ganz unbeachtet in den Ecken umherstehen und hängen ließ. Meine Frau sah zwar, wie sie sagte, durchaus keine beleidigende Geringschätzung darin, allein ich nahm trotzdem in meinem Arbeitszimmer eine Gruppe Bilder über meinem braunen Ripssopha von der Wand, und dekorirte den leergewordenen Fleck malerisch mit meinen Lieblingen. Der schöne Anblick versöhnte meine Frau sogar mit der Nothwendigkeit, seinethalben eine Photographie von Prag (wohin wir unsere Hochzeitsreise gemacht) ins Schlafzimmer hängen und vier andere Bilder in eine Kiste packen und auf den Oberboden stellen zu müssen. Freilich als sich bald darauf ein Zwillingspaar in Gestalt einer Dr. Zacharias Wernerschen Gesundheitspfeife „Sanitas" und einer Trockenpfeife mit auswechselbaren Thonpatronen „Mokka" einstellte, konnte ich die bedenkliche Miene meiner Frau nicht unbegründet schelten: ein weiteres Herunternehmen von Bildern war ohne Schaden für den Gesammteindruck nicht gut möglich. Zum Glück kam mir ein rettender Gedanke, ich erinnerte mich plötzlich eines längst verstorbenen Onkels, der auch ein gewaltiger Pfeifenraucher vor dem Herrn gewesen, und wie aus einer Versenkung stieg aus dem Dunkel der Vergessenheit das Bild seines Pfeifenregals vor meinen Augen auf. Ich sah ganz deutlich die zierlichen, gedrechselten Stäbe, welche die polirten, sich etagenweise nach oben hin verschmälernden Bretter trugen mit Messingklammern und bauchigen Höhlungen zum Halt für Röhre und Köpfe... ja, eine Pfeifenetagere!

Meine Frau legte die Stirn in sorgenvolle Falten: „Das kostet aber doch..."

Ich schnitt ihr den Satz ab. „Ich habe so viel an Cigarren gespart, Schatz, daß ich mir die kleine Ausgabe getrost erlauben darf!"

Während zweier aufregender Wochen bildete die Pfeifenetagere das Hauptgesprächsthema an unserem kleinen Familientische, und als die rosenfingerige Eos zum sechzehnten Male aus dem dämmernden Osten emporstieg, stellte der Tischlermeister, den ich mit der ehrenvollen Aufgabe der Verwirklichung meines Traumes betraut hatte, sich mit einem rothen Taschentuche den Schweiß von der Stirn trocknend, die Ersehnte selbsteigenhändig in mein Zimmer nieder. Sie war trotz dreier vorangegangener Conferenzen zwar nicht ganz so ausgefallen, wie ich gewünscht hatte, aber denn doch noch immer schön genug, um das Herz eines Pfeifenrauchers rascher schlagen zu machen. Was sie an Eleganz vermissen ließ, ersetzte sie an Solidität — diese Bretter brachen sicherlich unter keiner Last... und der Zuschlag zu dem ausgemachten Preise — wer rechnet in der Freude ein paar lumpige Mark!

Wir (meine Frau und ich) sahen uns im Zimmer um. „Ja, wo soll sie nun hin?" Nicht das kleinste Plätzchen war unbesetzt.

„Dann kommt der Bücherschrank ins Eßzimmer", entschied ich.

„Dein Bücherschrank ins Eßzimmer?" entgegnete meine Frau.

„Nun, warum denn nicht?" erwiderte ich etwas gereizt (denn ich hatte in dem Tone meiner Frau etwas wie einen vorwurfsvollen Widerspruch zu hören geglaubt). „Es schadet durchaus nichts, wenn im Eßzimmer eines Schriftstellers ein Bücherschrank steht! Laß gleich Dienstmänner holen!"

Während meine Frau mit feuchtschimmernden Augen unser Faktotum Anna nach Dienstmännern absandte, räumte ich Daniel Sanders dickleibiges Wörtesbuch der deutschen Sprache und die prachtbändigen Klassiker von ihren Brettern herunter. Dann wurde der Schrank von wuchtigen Armen in das Eßzimmer dislogirt, wobei leider einer seiner Füße an den Dielen kleben blieb, welch kleines Malheur jedoch durch den eiligst herbeigerufenen Tischler vermittelst Leim wieder paralysirt werden konnte.

Die neue Ordnung der Dinge im Eßzimmer gab nicht gerade ein vollkommen harmonisches Bild, allein schließlich blieb mein Arbeitsraum doch immer die Hauptsache. Ein verwünschter Umstand nur war der, daß die Farbe des Fußbodens dort, wo ehemals der Bücherschrank gestanden, sich als in einem höchst bedenklichen Contraste zu der des übrigen Zimmers herausstellte, und daß durch die viel kleinere Pfeifenetagere diese Uneinheitlichkeit nicht verdeckt werden konnte.

„Nein, so kann das nicht bleiben," jammerte meine Frau.

„Ganz richtig, das Zimmer muß frisch gestrichen werden!"

Meine Frau rang die Hände.

„Frisch gestrichen? Mitten im Winter? Das ist ja entsetzlich? Das geht nicht!"

„Entsetzlich oder nicht, es muß gehen!" rief ich, durch alle diese Hindernisse und Widersprüche erregt. „Meine Möbel kommen unterdessen in den Salon, ich arbeite im Wohnzimmer!"

Meine Frau sank mit einem Schrei in einen Fauteuil.

Dieser Schrei empörte mich. Die Milch der frommen Denkungsart in mir wurde durch diesen Schrei sozusagen mit einem Schlage, wie süße Milch durch einen Blitzschlag in saure, in gährend Drachengift umgewandelt. Ich warf meiner Frau einen erzürnten Blick zu. „Was soll das bedeuten? Willst Du etwa plötzlich die Xantippe spielen?"

Ein zweiter Schrei war die Antwort. Darauf stummes Schluchzen und Betropfen meines braunen Ripsfauteuils mit dicken Thränen.

Ich kann Weiberthränen nicht sehen. Sie wirken auf mich wie die rothe Schärpe der Capeadores auf den gereizten Stier. Ich drehte mich wüthend nach dem Fenster um und versuchte durch ein Trommelconcert an den Scheiben meines Zornes Herr zu werden. Die ganze Freude an dem Pfeifenregale war mir verdorben. Aber es handelte sich um ein Prinzip, um einen Fall, der zu einem Präcedenzfalle hätte werden können. Meine Autorität stand auf dem Spiele. Es blieb also bei meiner Anordnung.

Während draußen die Schneeflocken auf den Fenstersimsen kleine weiße Hügel aufthürmten, herrschte bei uns drinnen Gewitterschwüle. Ich arbeitete im Wohnzimmer, oder arbeitete eigentlich nicht; denn nebenan im Kinderzimmer, in dem meine Frau mit rothen Augen saß, brüllten unsere beiden Kleinen, als ob sie am Spieße geröstet würden. Die Möbel meines Arbeitszimmers waren in den Salon gestopft worden. Am Montage wollte laut eines dreimal wiederholten feierlichen Schwures der Anstreicher kommen. Als er jedoch ungeachtet dieser eidesstattlichen Versicherung am Donnerstage noch nicht erschienen war, und Else und Fritz gegen die Mittagsstunde ein so mörderliches Geschrei erhoben, daß ich vor Schreck mitten in die Reinschrift eines Feuilletons einen Tintenkler von der Größe des Kaspischen Meeres machte, hielt ich es nicht länger aus und riß die Thür zum Kinderzimmer auf:

„Ruhe! Zum Donnerwetter! Willst Du ihnen denn nicht endlich die Mäuler zustopfen?! Glaubst Du, daß man bei solchem Lärme dichten kann?!"

Meine Frau ließ ein paar bereitgehaltene Thränen fallen. „Bringe sie doch lieber gleich ganz um, wenn sie Dir im Wege sind... nicht einmal im Kinderzimmer sollen sie mehr athmen dürfen, während Du die ganze Wohnung... o Gott, o Gott..."

Die Thränen rührten mir gleich wieder die Galle auf. „Was? Athmen? Schönes Athmen das!.. Und die ganze Wohnung? Wenn Du damit sagen willst, daß ich Euch im Wege bin, nun gut, so werde ich ausziehen.... ich werde mir oben in der vierten Etage bei Müllers ein möblirtes Zimmer miethen, in dem ich wenigstens ungestört das Brot verdienen kann für Euch..."

„Das Brot für uns?" schluchte meine Frau. „Also — wir — essen — Dir — zu viel — Du wirfst — mir — vor — daß ich — Dein — Bro — — o — ot — esse... o Gott, so weit ist es also gekommen.... ich gehe... ich gehe.... ich will Dir nicht zur Last fallen.... Du bist meiner überdrüssig.... ich habe es länger bemerkt .... möblirtes Zimmer bei Mü — hü — hüllers... ich lasse mich von Dir scheiden..."

Das war mir denn doch zu stark.

„Gut, so laß Dich scheiden!" rief ich, schlug die Thür zu und rannte davon, die Treppe hinunter, hinaus ins Freie. Ich wäre erstickt da drinnen. Das Blut kochte mir.

Mechanisch trat ich an der Ecke in den Laden meines Tabaklieferanten.

„Zehn Stück Brasilieros!"

„Wie?"

„Zehn Stück Brasilieros!" wiederholte ich beinahe schreiend, ohne eigentlich zu wissen, was ich sagte. „Spreche ich etwa so leise, daß man mich nicht verstehen kann?!"

„Nein, ganz und gar nicht... hier, mein Herr."

Dabei knipste er dienstfertig die Spitze ab und reichte mir eine von den Cigarren meiner altgewohnten Sorte, die ich mir gedankenlos ganz wie früher an dem Gasflämmchen auf dem Ladentische anzündete.

Draußen begann ich langsamer weiter zu gehen.

Ein merkwürdiges, wohliges, lange nicht empfundenes Gefühl durchströmte mich mit einem Male.

Ja, was war denn eigentlich geschehen?

Herrgott, ich rauchte ja wieder eine Cigarre! Ich blieb stehen und lachte so laut auf, daß ein vorübergehender Schusterjunge ebenso laut sagte: „Nanu, was giebt's denn?" Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, drehte ich mich um und eilte nach Hause.

Meine Frau kam mir mit aufgelösten Haaren und mit einem durch unterdrücktes Schluchzen in seiner vollen Kraftentfaltung gehemmten Schrei entgegen und flog mir an den Hals. „Liebster, bester Franz, vergieb mir..."

Ich schmunzelte innerlich: meiner triumphirenden Autorität wegen — aber ich war gerührt.

„Weißt Du," sagte ich, meine Frau umarmend, „wer Vergil war?"

Meine Frau hob verwundert den Kopf.

„Dann hat Dir Dein Bruder wohl auch niemals verdeutscht, was das heißt: „quidquid id est, timeo Damaos et dona ferentes?"

„Nein."

„Na es ist auch nicht nöthig.... ich meine, an allen Aufregungen ist doch eigentlich die Friedenspfeife schuld."

„Wie?"

„Nichts, ich habe mich nur versprochen — aber weißt Du, ich möchte am liebsten Alles beim Alten haben ohne Dielenstreichen und möblirtes Zimmer..."

„Franz!"

„Aber Du mußt mich niemals verführen wollen aus Ersparnißrücksichten —"

„Nein, nein!"

„Denn sonst..."

„Nein, nein, nein, nein, nein!" rief meine Frau freudestrahlend und hätte es vielleicht noch fünf Mal wiederholt, wenn ich ihr nicht den Mund verschlossen hätte.

Die Friedenspfeife steht mit ihren Kameraden und Kameradinnen sammt der Etagere auf dem Boden. Meine Frau lacht mich jedes Mal aus, wenn ich mich meiner Pfeifenkennerschaft rühme; das ist nicht sehr respektvoll gegen meine „Autorität" — aber sie thut's eben dennoch!

Verunglücktes Experimont.

Professor (welcher einen Studenten hypnotisirt hat, zu den Hörern): „Meine Herren! Ich will nun an Ihrem Collegen die wunderbaren und räthselhaften Erscheinungen der Suggestion zeigen. Sehen Sie, Alles, was ich ihm nun suggerire, glaubt er in Wirklichkeit wahrzunehmen! Passen Sie nur auf! Ich werbe mich dem Medium als sein Schneider vorstellen, werde ihm dieses Buch als eine Rechnung im Betrage von 100 Mark präsentiren und er wird mir diese, als geschehe dies Alles in Wirklichkeit, bezahlen! (Zum Medium gewendet): Ich bin Ihr Schneider!" — Medium: „Ja!" — Professor: „Hier ist die Rechnung — bezahlen Sie!" — Das Medium springt auf, faßt den Professor bei'm Kragen und — wirft ihn zur Thüre hinaus.

Erkannt.

Einst nannt ich Dich „mein Röslein zart,"
„Mein Veilchen," „mein Vergißmeinnicht,"
Als immer neue Blumenart
Pries Dich manch herziges Gedicht.

Nun ward des Bessern ich belehrt,
Blüth' fällt nach Blüthe aus dem Kranze, —
Heut' weiß ich, die ich einst verehrt:
Das Blümlein ist „'ne nette Pflanze!"

— Aus der Schule. Lehrer (den Regenbogen erklärend): „Weshalb schielst Du denn immer nach meinem Hut da am Schrank hinüber, Seppl?" — „Weil der Vater gesagt hat, dem Herrn Lehrer sein Hut glänzt auch in allen Regenbogenfarben!"

— Im Eifer. Professor: „Ja, meine Herrschaften, — die Darwin'sche Theorie von der Abstammung des Menschen vom Affen ist nicht von der Hand zu weisen. Ich selbst bin bereit, Ihnen davon den Beweis zu liefern!

Die schönere Hälfte.

Humoreske von Carl Arno.

Die alte Excellenz von Goethe hatte manchmal auch wunderliche Einfälle und sprach gelassen große Worte aus, die zuweilen paradox klangen. Bei irgendwelcher Gelegenheit soll sie einmal gesagt haben: „Wer die Musik nicht liebt, ist kein Mensch, wer sie nur liebt, ist ein halber, doch nur der, der sie liebt und auch ausübt, ist ein ganzer Mensch." —

Irgendwo hatte der Musikschüler Emanuel Schöberl diesen Ausspruch des alten Olympiers gelesen oder gehört. Eben dachte er wieder daran. „Ja, Goethe hatte recht!" rief er in einem Anflug schöner Begeisterung aus. „Nur wir, die wir die edle Tonkunst pflegen, die wir das unbestimmte, unklare Empfinden der Menschenseele in Tönen offenbaren, nur wir stehen auf der Höhe der Menschheit. Was ist der Gelehrte? Er ist nur Kopf, nur Gehirn. Der Handwerker? Er ist der Arm, der Muskel — aber wir Künstler und vor allem wir Musiker, wir sind die Hauptsache, das Herz, der Lebenspuls des Menschenthums." Unwillkürlich richtete der junge Mann sich gerade auf in seinem Strohsessel, warf einen Blick in den Spiegel neben seinem Arbeitstisch und strich sich mit genial nachlässiger Handbewegung eine verirrte Locke aus der blassen Künstlerstirn. In demselben Augenblick pochte es an die Thüre. Die Hauswirthin trat herein und störte die weiteren Betrachtungen Emanuels, indem sie ihm einen großen Brief auf den Tisch legte, den der Postbote soeben überbracht hatte. Neugierig öffnete der junge Künstler das Couvert und entnahm daraus ein längeres Schreiben, in welchem es hieß: Werther Herr Schöberl! Ich sehe mich veranlaßt, energisch darauf zu dringen, daß Sie mich endlich bezahlen. Im Mai wird's ein Jahr, daß Sie meinen Credit beanspruchten, ohne, trotz meiner Aufforderung, die geringste Theilzahlung gemacht zu haben. Ich denke, ich habe lange genug gewartet. Es ist übrigens von Ihnen sehr undankbar gegen mich. Wissen Sie noch, wie Sie aussahen, als der Herr Maier Sie zu mir führte? Arg — um nicht zu sagen schäbig — sahen Sie aus. So hätten Sie sich nirgends sehen lassen können, hätten keine Stunden zu geben bekommen und in Gesellschaft hätte Sie erst recht niemand geladen. Ich habe Sie nach neuesten Moden ausstaffiert und habe erst so einen ganzen Menschen aus Ihnen gemacht. — Weiter las der junge Musiker nicht. — Also nicht die Musik? Der Schneider! Der? Durch den erst ein ganzer Mensch? Und auch noch auf Borg! — Aber der wunderliche Handwerker hatte so unrecht nicht. Emanuel dachte an die Zeit, wo ihn sein Onkel mit kleinem Wechsel in die große Residenz geschickt hätte. Der Sonntagsstaat aus dem Provinzstädtchen war bald fadenscheinig geworden, so daß er sich schämte, bei Tag über die Straße zu gehen. In die Musikschule mußte er freilich gehen. Aber Anfangsunterricht in besseren Häusern konnte er ohne entsprechende Kleidung nicht geben; an das Besuchen von Gesellschaften, sein höchstes Ziel nach der Kunst, war erst recht nicht zu denken. Da hatte ihn sein Landsmann Fritz Maier, der immer gutgekleidete Müllerssohn und Student, einem Schneider empfohlen, der sich nach längerem Bedenken herbeiließ, den jungen Musiker neu zu kleiden. Gleich zwei Anzüge und einen Paletot bestellte Emanuel.

Von der Zeit an fühlte er sich wieder Mensch, ja, ja! Damals kam er auch zuerst in Familien, da faßte er Selbstvertrauen und sogar den Muth, Lini, der angebeteten Hausherrntochter, sein Herz auszuschütten — ja, ja, der brave Schneidermeister hatte so unrecht nicht. Und Goethe? Was hatte der Alte gesagt? Die Musik mache ganze Menschen? Wie man's nimmt! — Nicht allein die Wissenschaft, auch die Kunst muß an uns arbeiten, um uns auf die Höhe der Menschheit zu heben; wohl wahr. Aber zur Vollendung des ganzen Menschen gehört auch der Rock, den man als Hülle des Ganzen trägt, er ist uns so nothwendig, wie dem schönen Liebe die musikalische Begleitung. Der Schneider soll bezahlt werden! Aber wie? — Nach längerem Sinnen zog der junge Mann seinen schwarzen Rock an und ging. Er ging zu Linis Vater, der erst vor kurzem nach einigem Sträuben damit einverstanden war, daß die Verlobung seiner Tochter mit ihrem heißgeliebten Emanuel veröffentlicht werde, wenn der Musiker die Akademie verlassen und eine erste Anstellung gefunden habe. Linis Vater, ein bürgerlicher Bäckermeister, hörte die Bitte des künftigen Schwiegersohnes um ein Darlehen ruhig an. Emanuel hatte ihm treuherzig gesagt, daß er die Kleiderschulden nothwendig habe machen müssen, da zu einem ganzen Menschen heutzutage auch ein ganzer Rock gehöre. Als der Alte dem dankbar schmunzelnden Kunstjünger die begehrten Scheine hinlegte, mußte dieser noch eine neue Variation der Goethe'schen Worte hören. Der Bäckermeister meinte: „Nicht allein einen ganzen Rock muß der Mensch anhaben — in der Tasche muß auch ein Stück Geld sein, erst dann ist man bei diesen Zeiten ein ganzer Mann." —

Als der junge Künstler eine Viertelstunde später seiner Angebeteten diesen Ausspruch ihres Vaters erzählte, rief sie lachend: „Ach was! ein ganzer Mann bist du erst, wenn wir einmal verheirathet sind, — jetzt fehlt dir noch deine „schönere Hälfte"!"

Was gehört heutzutage nicht alles dazu, ein ganzer Mensch zu sein!

Für unsere Frauen.

Launen und Verstimmungen.

Viele Krankheiten werden erfolgreich geheilt, weil die Aerzte und Leuchten der Wissenschaft ihre Ursachen erkannt haben und also die bösen Keime im Entstehen bekämpfen und deren Verbreitung verhindern. Zu den unangenehmsten Leiden der Menschheit gehören wohl die beiden oben angeführten Uebel, ohne daß bisher ihren Bacillen eifrig nachgeforscht worden wäre. Einer bescheidenen, unwissenschaftlichen Person blieb es vorbehalten, ganz zufällig auf ihren Wanderungen durchs Menschenleben einige Entdeckungen in Bezug auf die eigenthümliche Entstehungsgeschichte der Launen und Mißstimmungen zu machen, von welcher Studienreise sie Folgendes berichtet:

Ganz unerwarteter Weise wurde ich auf meiner Fahrt in unwirthliche Gegenden verschlagen, wo ich mich recht fremd und verlassen fühlte. Alles rings umher war unfreundlich, unerquicklich, die Luft erfüllt von drückender Gewitterschwüle, die Vegetation spärlich und verkümmert, die ganze Atmosphäre lag bleiern schwer auf dem Ankömmling. Ich versuchte in einem der nächstgelegenen Gebäude Einlaß und Unterkunft zu finden und setzte den elektrischen Drücker in Bewegung, vergeblich, er gab keinen Laut von sich. Durch Zufall oder getrieben von der Absicht, dem qualmenden Rauch im Innern zu entgehen, näherte sich ein mürrischer, gerade nicht höfliche Verwünschungen murmelnder Hausgeist der Kellerthüre und verklagte den bösen Ofen, welcher sich so ungebührlich aufführte, Rauch anstatt Hitze zu geben. Schließlich wurde mir, wenn auch nicht besonders gerne, Einlaß gewährt und ich in ein ebenfalls von grauem Rauch erfülltes Gemach geleitet, in welchem auch sonst keine viel gastlichere Stimmung zu herrschen schien. Man meldete mich der Frau des rauchigen Hauses, über mir hörte ich erregte, kreischende Stimmen, eilige Schritte, Thüren öffnen und zuschlagen und schließlich stolpernde Tritte die Treppe herunter. Dann stand sie vor mir mit heiserer Sprache, trüben Mienen, nervösen, hastigen Bewegungen, eingefallenen Augen, vernachlässigter Kleidung und fahlen Wangen, einige unzusammenhängende, ungereimte Worte der Entschuldigung über unverschuldete Unordnung murmelnd.

Ehe ich noch mein Begehr vorbringen konnte, vernahmen wir plärrendes Kindergeschrei und aufgeregte zeternde Worte dazwischen. Wie die Windsbraut flog die Frau von ihrem Sitze auf und verschwand pfeilschnell in der Richtung der harmonischen Klänge. Klick — klack erscholl es nun, und darauf ein erneuertes, womöglich verschärftes Kindergeheul und noch mehr der zankenden Frauenstimmen. Kreischend bewegte sich die Thür in ihren Angeln und mit einem bitterbösen, von Aufregung entstellten Antlitz, in dem es noch blitzte und wetterleuchtete, erschien die Dame wieder an der Schwelle. „Diese ungezogenen Rangen, diese unleidlichen, zänkischen, gemeinen Dienstboten!" kam es fast stöhnend von den blassen, bleichen Lippen. Ich wartete einige Momente, um der Dame Zeit zur Sammlung zu geben. Indessen kamen von der Treppe herab schlürfende Tritte näher, ein eingetrocknetes, altes, verknöchertes, fröstelndes Jüngferchen berichtete mit dünner, spitziger Stimme, sie könne unmöglich weiter arbeiten, an der Maschine müsse etwas „los" sein. Mürrisch und despotisch verwies die Dame die Nähmamsell, mit ihren beständigen Klagen zu warten, bis sie wieder allein sei. So beeilte ich mich denn, die Frau von meiner lästigen Gegenwart zu befreien, was mir nicht schwer gemacht wurde.

Draußen angekommen, gelang es mir nach manchem Umherstreifen in Erfahrung zu bringen, daß das Haus, welchem ich glücklich entronnen war, ein gar gefährlicher, verrufener Platz im Lande sei, und zwar deshalb, weil dort eine ansteckende Krankheit grassirt, die Alles inficirt, was in ihre Nähe gelangt, nicht nur Gegenstände und Personen, sondern sich sogar der Luft weithin mittheilt.

So weit der Bericht der reisenden Forscherin. — Ich persönlich bedauere nur Eines, daß die Dame eigentlich nichts Ganzes geleistet. Wohl ist es recht löblich, die Brutstätte einer Krankheit zufällig zu entdecken, aber doch noch viel wichtiger, auch Medikamente und Arzneien anzugeben, mit welchen das Uebel in etwaigen, wenn auch seltenen, Fällen bekämpft und geheilt werden kann. Vielleicht sind nun wissenschaftlich gebildetere, erfahrenere weibliche und männliche Aerzte im Stande, uns zum Wohle der kranken Menschheit alle bisher erfolgreich angewendeten Mittel gegen Launen und Verstimmungen baldigst bekannt zu geben. Bis dahin aber wollen wir jenem bösen Hause mit seinen Ansteckungskeimen vorsichtig aus dem Wege gehen.

— Mißglücktes Compliment. Junge Hausfrau: Darf ich Ihnen ein Glas Wein einschenken, Herr Müller? — Herr Müller: Nein, ich danke, gnädige Frau, ich trinke nie Wein. — Junge Hausfrau (in der Absicht, dem Gast etwas angenehmes zu sagen): Nicht möglich, Sie sehen aber gar nicht so aus!

— Eigene Anschauung. — Lehrerin: „Hier seht; hier ist ein Büffel, ein Kameel, ein Auerochs und ein Rhinozeros; lauter Thiere, die bei uns nur wo vorkommen?" — Schüler: „Als Schimpfwörter!"